

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

Der Konrad aus der Fuchslinge



## Gott zum Gruß!

Es ist der alte Gruß, den der Betteer vom Rhein seinen Lesern für das Jahr 1884 zuruft. Er weiß keinen schönern und bessern, als: Gott zum Gruß, oder Grüz Euch Gott, liebe Leser!

Daran schließen sich auch die alten Wünsche: daß es Allen recht gut gehen möge im Jahre 1884, daß dieses Jahr ein recht gesegnetes werde und wir bewahrt bleiben mögen vor Schaden und Unglück, und daß uns erhalten bleibe Friede und Eintracht.

Das walte Gott!

## Der Konrad aus der Fuchsklinge.

Eine Erzählung aus dem Leben.

Eine laue Sommernacht hebt ihren dunkeln Schleier von der Erde und fern im Osten zeigt sich der junge Tag. Die Frösche des nahen Teiches lassen ihre langgezogenen melancholischen Töne hören und allmählig mischt sich der Vögel Chor erquickend darein. Mit goldenem Scheine bestimmen die hervorstechenden Strahlen der Sonne Feld, Wiese und Wald und berühren nun auch sanft den altgrauen Kirchturm des vor uns liegenden Dorfes. Den sanft ansteigenden Hügelgen Norden, umsäumt von hohem Fichtentalde, hat die Sonne nun mit ihrem Purpur übergossen und begrüßt jetzt mit ihrem Lichte die Häuser des in einer Mulde liegenden Dorfes Schlenbern. Das Gras und Gesträuch ringsum glänzt und schimmert, geschmückt mit den erfrischenden Thautropflein des Maises, dem Perlelgeschmeide der Pflanzen. Anmuthig liegt das Dorf vor uns.

Schlenberns Lage ist eine günstige. Zu beiden Seiten des Flühchens ziehen sich die Häuser hin. Am Anfange des Abhangs gen Norden steht die Kirche. Die mit Wald besäumte Anhöhe schützt vor den rauhen Nordwinden. Flußabwärts sehen wir in geringer Entfernung eine kleine Stadt.

Wenden wir unsere Schritte dem Dorfe zu, um es uns näher zu betrachten.

Die vor uns liegenden Wohnungen dünken uns gegenüber der herrlichen Umgebung gar ärmlich. Die mit Schindeln und Papier gestrichen Fensterscheiben zeigen uns Armuth und Elend, und treten wir ein, so finden wir die Familien in feuchter, dumpfer Stube. Vater, Mutter und Kinder wohnen und schlafen in einem Raume. Aus den hohlwangigen bleichen Gesichtern spricht Mangel an genügender Nahrung. Kein Blumenstock, geschweige ein Gärtchen erquickt das Auge. Dort am Brunnen klatschen in unordentlichem Gewande einige schmutzige Weiber, halbnackte Kinder scheinen sie abholen zu wollen.

Fragen wir nach der Ursache dieser Armseligkeit, so hören wir: die Schlenberner wollens nicht anders. Die benachbarten Dörfer sind mit der Zeit fortgeschritten, Schlenbern blieb zurück, seine Einwohner lieben das Alte. Vorurtheil und Mißtrauen ließen auch erprobte Neuerungen nicht aufkommen. Kam ein Fremder, um sich anzukaufen, was man mit Freuden hätte begrüßen sollen, so wurde er scheel angesehen und mußte mit allerlei Hindernissen und Kleinlichkeiten kämpfen.

Wollte man aus diesen kläglichen Umständen Schlenberns auf bescheidene ruhige Einwohner schließen, so würde man sehr irren. Tag und Nacht geht es in den Wirthshäusern und Kneipen so lebhaft zu, als würden Feste gefeiert, und selten vergeht eine Woche, in welcher nicht Raufereien vorkommen. Sind Märkte in dem eine Stunde entfernten Bernach, so muß man hingehen. Wer weiß, ob sich nicht irgend etwas verdienen läßt, heißt es dann. Zum Verdienen gab es gewöhnlich nichts, aber da und dort winkte einer zum Glase. Niemand hatte gern mit den Schlenbernern zu thun, gar zu leicht kam man in Streit und Zank mit ihnen.

Die Aufgeklärten des Dorfes kamen häufig zusammen in dem etwas abseits gelegenen Häuschen des Schneideralthes. Jung und Alt ging da aus und ein. Der Schneideralthes war ein Vielgereister, hatte die Welt gesehen und darauf that er sich viel zu gute. Wenn er seine alten, nicht immer gar glaubwürdigen Erlebnisse erzählte, etwa sein Abenteuer als desertirender Soldat, so waren seine Zuhörer Aug und Ohr. Die Schneiderei hing meist am Nagel. Einige Feldstücke halfen zum Auskommen für seine Familie, die neben ihm aus seiner halbtauben Ehefrau und seiner Lene bestand. Die Lene war eine schmutzige Dirne von zwanzig Sommern, schlank, kräftig, mit frischem Gesicht und dunklem Haar, das sie in zwei herab-

hängenden Zöpfen trug, abweichend von der Dorfmode, was ihr die andern Mädchen nicht recht verzeihen wollten. Noch mehr aber stach sie gegen die andern Dorfschönen ab durch ihr sittsames geordnetes Betragen. Den meisten Besuchern beim Schneiderbalthes sagte man nach, sie gehen wegen der schönen Lene so oft zu ihm. Es mochte bei manchem etwas daran sein. Die Lene war gegen alle gleich artig.

In dem kleinen Häuschen herrschte Ordnung und Reinlichkeit. Das mußte so sein, schon wegen der „Herren“, die oft von weither den Schneiderbalthes aufsuchten. Waren solche bei ihm, so kamen namentlich viele Arbeiter der eine kleine Strecke vom Dorfe entfernten Sensesfabriken, so daß das Häuschen oft überfüllt war. Den Fabrikanten mißfielen diese Besuche, aber was halfs, hörte man doch in diesen Zusammenkünften von andern Umständen als den Schlenbernern, von kommenden Zeiten, in denen einem die gebratener Tauben in den Mund fliegen.

Einer dieser Arbeiter kam denn auch regelmäßig her, aber man merkte ihm bald an, daß ihn die blendenden Neben weniger interessirten, als die schmucke Lene. Dies war der Hasenkonrable. Von seinem Vater, dem Hasenlarle, der in dem Geruche eines Wilberers stand, übertrug man auch den Beinamen auf seinen Konrad. Der stramme Konrad war von den Fabrikherren seines soliden Lebenswandels wegen wohl gelitten und Vorarbeiter, seinen Mitarbeitern war er ein Dorn im Auge. Ihre wüsten Gelage machte Konrad selten mit. Er sparte seine Bagen zusammen, um seine Mutter zu unterstützen und das kleine Heimwesen aus dem Schuldenquart herauszubugsiren, wobei es aufzupassen gab. Um es aber nicht ganz mit seinen Mitarbeitern zu verderben, that er hie und da auch mit ihnen.

Weitaus die meisten Schlenberner waren von dem Wahne befangen, was andere ehrbare Leute mehr hätten als sie, das sei ihnen genommen und die Fabrikanten und anderen Arbeitgeber trachten

nach nichts anderem, als ihre Larke ganz und gar für sich auszunützen. Als ob jene nichts zu sorgen hätten und alle Tage herrlich und in Freuden leben könnten. Als vollends einer von des Schneiderbaltheses Herren Agenten, wie der Balthes sie nannte, sagte, die Knabritter von früher seien auch wieder da, und alles gespannt horchte auf das Wo, so sperrten sie Mund und Augen auf, als sie hörten, diese seien niemand anders als die Fabrikanten, deren Reichthum und Wohlleben die armen Arbeiter mit saurem Schweiß ihnen erarbeiten müssen.

Während dieser Neben wußte Konrad die Lene zu sich in den Garten zu locken und plauderte mit ihr dann von näher liegenden Dingen, von seiner Mutter, die sie grüßen lasse, den verschiedenen durch ihn vollbrachten kleinen Verbesserungen in Haus und Feld. Er triumpferte, wenn er auch wieder von einigen abgezählten Pöfischen berichten konnte. Konrad sprach so ruhig und die Lene hörte ihm gerne zu.

Während in der dumpfen Stube Stück für Stück Reichthum und behagliches Leben erobert wurde und der Herr Agent mit brüderlichen Anreden seine Zuhörer an sich zog, schritt die Eroberung Konrads auch immer weiter vor, aber ohne viele Aufregungen. Der aufgeklärte Schneiderbalthes hatte keine Ahnung von den

Aufmerksamkeiten, die Konrad seiner Lene im Gärtchen widmete, während sie in der Stube debattirten. Er hatte hohe Pläne mit ihr. So ein Herr Agent, der so viel Neues wußte, wenn der mit ihr schön thun wollte, da lachte dem Alten das Herz, das wäre so der Rechte für seine Lene; wie wenn ihr an dem albernem Geschwäge so verbummelter Städter etwas gelegen wäre. Da sprach der Konrad doch viel vernünftiger Sachen. Aber der Vater darf nicht wissen, daß sie nur mit Konrad geredet, das wäre nach seiner Ansicht schon ein Ratel für seine Lene. Lene und der Hasenkonrable aus der Zuchskling — der Schneiderbalthes wäre aus der Haut gefahren.



Konrad sprach so ruhig und die Lene hörte ihm gerne zu.

Das von den Herren Agenten gepredigte Evangelium wurde dann an den folgenden Tagen weiter besprochen. Einen passenderen Platz gab es nirgends als im Wirthshause. Was liegt auch an den paar Pfennigen für ein Schnäpschen! Wie wenn es bei einem „Näschen“, wie sie das gewöhnlich verabreichte Quantum nannten, bliebe. Deren wurden viele. Die Köpfe wurden heißer und heißer und die neuen Lehren von den Agenten setzten sich fester und fester, denn diese, hieß es, wissen wie es mit unser einem steht und wo uns der Schuh drückt. Bei denen heißt's nicht immer Steuerzahlen, Steuerzahlen und noch Herren mit Pensionen verhalten, die gar nichts thun. Thun wir nichts, so haben wir auch nichts. Von all' den Krakehlern bezahlten aber die meisten blutwenig. Die falschen Lehren und der Fusel des Kreuzwirthes thaten das ihre. Der Mann vertrat den bescheidenen Lohn, den er verdient hatte und arbeitete oft nichts oder nicht viel. Das Weib daheim mit den Kindern hatte kaum das Nothdürftigste und mochte auch nichts arbeiten. Das Arbeiten, so sagte ja alle Tage der Schmiedpeter zu seinem Weibe, wie's die armen Leute müssen, hat keinen Werth, bei dem kommt nichts heraus. Die Fabrikanten haben leicht machen, denen verdienen die armen Fabrikler ihr Geld und sie hocken dazu hin. Beim Schmiedpeter hat sich der Unfinn so festgesetzt, daß er selber glaubte, es wäre ein Unrecht, wenn er seine Kraft anstrenge, und was konnte dann seine Margreth machen — sie glaubte es auch nach und nach. Ihr Gebattermann, der Schreinerhazi, sagt gerade so, wie ihr Peter.

Bei diesem Leben in Schlendern, das der alte schwache Ortsvorsteher einzudämmen nicht wagen durfte und konnte, wurde das Elend immer größer und erreichte seinen Höhepunkt, als durch mehrjährigen Mißwachs eine Theuerung entstand. Statt zu sparen und zu hausen, wo es nur irgendwie anging, lebte man weiter, wie man es gewohnt war. Jetzt kommt bald die Zeit, in der man den Raubrittern ihren Raub abjagen muß, so trösteten ja die Herren Agenten die verblendeten Arbeiter. Unter den wenigen, die sich in der harten Zeit einschränkten, war auch Konrad.

Die Brodpreise stiegen immer mehr, so daß beinahe alles in Brod aufging. Auch wurde vom Lohnherabsetzen und Arbeit einstellen gesprochen. Da und dort sah man die Arbeiter gruppenweise beisammen stehen und über die Nothlage sprechen. Viele Händler hatten in der Umgegend Frucht aufgekauft, was wieder Stoff für die Unterhaltung und Gährung bei den Unzufriedenen gab. Der

Handel trat mehr und mehr ins Stocken. Die Nachfrage nach den Erzeugnissen der Fabriken wurde immer geringer, die Fabrikanten waren gezwungen, den Lohn herabzusetzen und später von den Arbeitern zu entlassen. Die Fabrikherren verwiesen ihre Arbeiter auf die Nothwendigkeit ihrer Schritte, sprachen ihnen Muth zu und hofften baldige Aufnahme des vollen Geschäftsbetriebs.

Unter den wenigen Arbeitern, die beschäftigt blieben, war der junge Konrad. Das schien vielen ein großes Unrecht, da unter den Entlassenen mancher Familienvater war. Konrad war nun eben ein treuer nüchterner Arbeiter, und das wußten seine Brodherren zu schätzen. Am wenigsten konnte die Bevorzugung Konrads der um einige Jahre ältere Maurertobis über das Herz bringen. Er glaubte in Geschicklichkeit und Fleiß über Konrad zu stehen, auch war nach seiner Meinung sein Vater kein Hasentarle und in sein Heirathsprojekt paßte jetzt die Arbeitslosigkeit auch nicht. Das schien ihm von keinem Belang, daß er ein eifriger Besucher der Zusammenkünfte beim Schneiderbalthes sei und sozusagen als einer der am meisten Geltenden bei den Wirthshausitzereien nicht fehlen durfte. Der Schneiderbalthes hatte den Tobis auch schon öfters extra den Herren Agenten vorgestellt und nach des Tobis Ausfagen brauchte er nur die Hand auszustrecken, so war des Schneiderbalthesene Lene sein. Nun die Sachen standen eben einmal so und dem Tobis ging es wie den vielen andern.

Keine Arbeit, das theuere Brod, Hunger und Verdrießlichkeit, was sollte da werden?

An all' der Noth waren nur die Reichen, die das Geld hineinzucken, und dann hauptsächlich die Fabrikanten schuld.

„Sollen wir unsere Weiber und Kinder Hungers sterben lassen? — Die Händler führen uns die Frucht vor der Nase weg; da sollte die Regierung einschreiten; was sollen wir anfangen, wenn sie fort ist“, so schrie der Schmiedpeter. Als ob er so zärtlich besorgt wäre für sein Weib und seine Kinder. Sonst hieß es immer bei ihm: Was brauchen wir einen Staat, der will nichts als nur Steuern und Abgaben, er soll dem armen Mann seinen sauren Verdienst lassen. Jetzt sollte die Regierung einschreiten, jetzt sollte der Staat helfen! Der Tobis pflichtete natürlich dem Schmiedpeter bei.

Es war eine Gährung im ganzen Lande. Die arbeitslosen Arbeiter in Schlendern und dem benachbarten Städtchen hatten immer Fühlung durch die Agenten mit den Arbeitern in den großen Städten, und nach diesen konnte an der theuren

Zeit niemand anders schuld sein, als, wie schon oben gesagt, die Reichen, die Fabrikanten und die Händler, die sich in dieser Zeit die Taschen füllen wollen.

Kurze Zeit war verflossen, so konnte man deutlich sehen, daß es nimmer weit sei vom Neben zum Handeln. Rascher, als man vermuthet, trat die Katastrophe ein. „Das Unheil schreitet schnell“ sagt mit vollem Rechte ein Dichter.

Die Arbeit in den Fabriken war ganz eingestellt. In der Sensenfabrik hatte nur noch einer, und zwar der Konrad, nebst dem Aufseher Arbeit; die Uebrigen hatten nun Feiertage.

In dem nahen Städtchen war Markt. Zu arbeiten hatte man nichts. Die Arbeiter des Städtchens hatten ihre Schlenberner „Brüder“ eingeladen.

Da konnte man nicht anders, man mußte auch zur Stadt. In Schaaren zogen sie dorthin. Auf dem Marktplatz war Fruchtmarkt. Ein Händler hatte ein großes Quantum Getreide aufgekauft und war gerade am Bezahlen. Hierbei konnte er mit einem Bauern nicht einig werden. Alles Auseinandersetzen und Klarmachen von Seite des Händlers half nichts, der Bauer wurde heftig und schalt auf die Händler. Es entstand ein Wortwechsel und der Zuschauer waren viele. „Der Bauer hat Recht“, rief eine Stimme, „Ihr wollt nichts als uns die Frucht wegführen.“ Das Feuer fing.

Brod brauchen wir, Brod, schrie einer der Umstehenden, und ehe man sich versah, stürmte alles auf den Händler ein. Der Tumult wurde immer ärger. Brod brauchen wir, Brod, hörte man viele Stimmen. Dort hats genug, schrie unser Schmiedpeter. Fort gings zur Fruchthalle, Städter und Schlenberner in wilden Haufen. Wer sich des Seinen erwehren wollte, wurde weggestoßen. Gewalt geht vor Recht.

Der Konrad ist auch in der Fruchthalle. Er wollte ein wenig Frucht für die Seinen kaufen. Eben war er mit dem Verkäufer einig geworden. Du wirst jetzt auch mit Frucht handeln wollen, schrie der Maurertobis ihm zu.

Die Säcke wurden aufgeschnitten, im Stoßen und Schlagen durcheinander geworfen, die Frucht verschüttet und zertreten. Die Händler rufen nach Polizei. Dort liegt schon der Händler, von dem Konrad gekauft, blutend am Boden. Konrad will ihm aufhelfen, wird aber fortgeschoben. Das Geschrei und Getümmel ist fürchtbar.

Der Obermüller ist todt, hieß es. Und wirklich, die Tollen hatten ihn über den Wagen herabgeworfen, todt lag er auf dem Pflaster. Der Skandal wollte kein Ende nehmen. Alle schienen verrückt. Wir ging es durcheinander.

„Fort zum Salmele, seine Scheuer ist voll“, schrie wieder Einer. Dorthin eilten die Unholde, die Schlenberner voran. Eingeschlagen, zerstückt wurde, was der Rote in dem Weg kam. So zogen sie von Magazin zu Magazin, alles zerstörend und die Eigenthümer mißhandelnd.

Endlich kommen Polizisten, Gensdarmen und Bürger in angemessener Stärke, aber kaum vermögen sie dem Wüthen Einhalt zu thun. Die Hauptschreier und Helden, darunter unser Schmiedpeter und sein Getreuer, der Tobis, werden abgeführt. Als die andern sehen, daß es aus ist mit ihrem Regiment, entfernen sie sich rasch. Der Obermüller liegt todt auf dem Marktplatz, der Händler, von dem Konrad gekauft, liegt bewußtlos, er hat eine



Der Bauer hat Recht.

klaffende Wunde am Hinterkopfe. Größere und kleinere Verwundungen haben noch Viele.

Die Untersuchung begann, der Schmiedpeter wurde angeklagt, den bewußtlosen Händler, an dem der Maurertobis herumgezerrt, niedergeschlagen zu haben. Tobis wurde vernommen. Hoch und theuer beschwor er, den Händler nicht angeführt zu haben. Er sei gerade dorthin gekommen, wie der Hasenkonradle den Händler zu Boden geworfen und ihm Geld genommen habe. Der Schmiedpeter wollte es auch so gesehen haben. Konrad, der sich auf den Heimweg gemacht, wurde arretirt. Vor dem Untersuchungsrichter erzählte er den Hergang, wie er ihn gesehen. Er weiß nicht, wer den Händler geschlagen hat, weil er

selbst ja  
ihn gef  
bezogen  
schwer  
den H  
gen  
Konrad  
nicht  
Die U  
ber. A  
D. G  
wollen  
in der  
Der  
Käbel  
weitere  
Schlen  
er zum  
Vorgef  
er zum  
führen  
bern, d  
brad ge  
Seiten  
den blü  
grenzlic  
Boden  
habe.  
mer, ab  
Die  
sichtlich  
Tobis  
ihn w  
er mit  
besser  
läme  
entfern  
nun je  
von sei  
daß es  
trunke  
ja nur  
Lena  
an un  
hen n  
heirat  
und d  
ein ta  
der mi  
an die  
sich mi  
später  
besser g  
er vom

selbst fortgestoßen wurde, der Maurertobis habe ihn gesehen, der könne es bezeugen. Der Tobis bezeugte, aber etwas ganz anderes. Dieser beschwor vor Konrad, er habe gesehen, wie Konrad den Händler zu Boden geworfen und ihm Geld genommen habe. Alles Bethuern und Flehen von Konrad hilft nichts, er wird abgeführt. Er weiß nicht wie ihm ist. Unschuldig und im Gefängniß. Die Thränen wollten hervorquellen. Er ein Räuber. Was wird Lene denken, wenn sie es hört. „O Gott, o Gott, hilf mir meine Unschuld beweisen!“ Mit diesem Seufzer schläft Konrad spät in der Nacht ein.

Der Schmiedpeter wurde als einer der Haupt-Räbelsführer festgehalten, der Maurertobis bis auf weiteres freigelassen. Schnelligt eilte er nach Schlendern. Mit freubestrahendem Gesicht kommt er zum Schneiderbalthes und erzählt ihm all' das Vorgefallene und wie er immer abgewehrt hat, da er zum voraus gewußt, daß es zu bösen Häusern führen würde. Er könne sich nicht genug wundern, daß der Hasenkonrable, der überall für so brav gelte, es habe thun können. Und mit einem Seitenblick auf die Lene, die an ihrem Fenster bei den blühenden Geranien strickte, erzählte er mit greulichen Farben, daß Konrad den Händler zu Boden geschlagen und dann auch noch beraubt habe. Solchen Heimtückern helfe man freilich immer, aber die haben ihre Tücke hinter den Ohren.

Die Lene war bleich geworden, strickte aber mit stichtlicher Anstrengung ruhig weiter. Wie der Tobis immer weiter erzählte, der Schneiderbalthes ihn wegen seiner Besonnenheit lobte, da meinte er mit ärztlichem Liebesblick zu Lene, es wäre doch besser für ihn, wenn er ein Weib hätte, dann käme man nie mehr zu solchen Gelegenheiten. Lene entfernte sich. Der Schneiderbalthes legte der nun folgenden Anfrage des Tobis um die Lene von seiner Seite aus nichts in den Weg, sagte aber, daß es da auf die Lene allein ankomme. Freude-trunken wurde diese herbeigerufen. Der Tobis darf ja nur seine Hand ausstrecken, so ist die Lene sein.

Lene hört die Sache, die sie vorhergesehen hat, an und erwidert ganz ruhig, daß sie ans Heirathen noch nicht gedacht habe und den Tobis nicht heirathen könne, da sie ihre Mutter verpflegen und das Hauswesen besorgen müsse. Das war ein kalter Schlag für den liebewarmen Tobis, der mit einemmale glaubte, sein lotteriges Leben an die brave Lene ketten zu können. Er wollte sich nichts anmerken lassen und tröstete sich mit späterer Zeit, in der auch die Geschäfte wieder besser gehen würden. Mit einem Händedruck schied er vom Schneiderbalthes und von der armen Lene.

Der Konrad hatte sich wiederholt zum Untersuchungsrichter melden lassen, um seine Unschuld zu beweisen, aber es konnte ihm nicht gelingen. Seit sechs Tagen saß er in festem Gewahrsam. Während dieser Zeit lag der verwundete Händler unter sorgfältigster Pflege der Aerzte noch bewußtlos im Spitale. Erst am siebenten Tage gelang es der Kunst der Aerzte, ihn wieder zum Bewußtsein zu bringen. Er wollte sprechen, aber die größtmöglichste Schonung wurde ihm befohlen. Auch dem Untersuchungsrichter, der sich einfand, wurde der Bescheid, daß es jetzt noch unmöglich sei, den Kranken zu vernehmen, wenn nicht das Schlimmste eintreten sollte. Nach Verfluß von sechszehn Tagen war der Händler so weit hergestellt, daß er vernommen werden konnte. Mit größter Genauigkeit erzählte er den Vorfall. Als Konrad ihm vorgeführt wird, erkennt er denselben trotz dessen eingefallenen Wangen doch sogleich und dankt demselben freudig erregt, daß er ihm so treulich habe helfen wollen. Aber freilich, der rothhaarige Kerl habe nicht auf ihn gehört. Die Aussagen des Händlers kommen zu Protokoll, und Konrad darf einige Zeit bei ihm bleiben. Währenddem wird der Maurertobis, der sich während der letzten Zeit mit großer Unruhe im Dorf herumgetrieben hatte, wieder vor Gericht und den Händler geführt. Als dieser den Tobis mit seinem dunkelrothen Haare sah, rief er mit zitternder Stimme: „Das ist der Mensch, der mich am Halse faßte, von wo an mir Hören und Sehen schwand“. Tobis war erbfaß und konnte kein Wort hervorbringen. Der bleiche hohlwangige Konrad, der mit festem Blicke auf ihn sah, mochte auch einen tiefen Eindruck auf ihn machen. Tobis wurde weggeführt und gestand dem ihn abführenden Beamten seine und Schmiedpeters That.

Konrad wurde sofort auf freien Fuß gesetzt. Sechszehn Tage hatte er unschuldig im Gefängniß geschmachtet. Er nahm Abschied von dem Händler und ging nach Schlendern. Dunkle Wolken bedeckten den Himmel, nur im Westen zeigte sich ein schwaches Abendroth. Was wird auch die Lene machen, dachte Konrad.

Seine Mutter war durch die Abführung des Tobis wieder lebhaft im Geiste bei ihrem Konrad gewesen. Auch Lene war eben zu ihr gekommen, um das Neueste zu erfahren. Wie die zweie einander ihr Leid klagten und in allerlei Vermuthungen sich ergingen, that sich die Thüre auf und Konrad trat zu ihnen. Kein Laut wurde vernommen. Er reichte seiner Mutter die Hand und als er sie der Lene gab, da fing diese an zu weinen. Konrad suchte seine weiche Stimmung zu

verbergen und tröstete sie. Als seine Mutter nach Speise und Trank ging und Konrad mit seiner Lene allein war, da zog er sie an seine Brust und flüsterte ihr zu: „O Lene, wie oft habe ich in den sechszehn Tagen an dich gedacht — ob du auch an mich denkst, und jetzt sind wir wieder beisammen und du bist viel schöner geworden. Weißt's dein Vater noch nicht?“ Lene sprach nichts. Sie lehnte an Konrads Brust. Auf einmal riß sie sich los. „Leb wohl, Konrad“, rief sie ihm zu und verschwand.

Konrad mußte seiner Mutter alles Erlebte erzählen. Glück und Frieden herrschte wieder in dem Häuschen. Mutter und Sohn suchten sich gegenseitig die sechszehn Tage des Getrenntseins zu ersetzen.

Noch einigemal mußte Konrad in die Kreis-Hauptstadt vor Gericht. Der Prozeß der Auführer dehnte sich viel weiter aus, als man vermuthet. Die Eingesperrten verriethen allerlei und schonen weder Freund noch Feind, um sich etwas weiser zu waschen. Der ganze Prozeß zeigte deutlich, was durch die Reden der Agenten für ein Unheil angerichtet wurde in den Köpfen, welche die Wichtigkeit ihrer Lehren nicht einsehen konnten, und leichtgläubig den versühlerischen Reden und Rednern ihr Ohr liehen. Die Strafen fielen sehr hoch aus. Der Schmiedpeter und Tobis waren durch die lange strenge Untersuchungshaft beinahe allen Bekannten unkenntlich geworden. Bei der Verkündung des Urtheils kniete der starke Schmiedpeter mit den Worten: „O je, mein Weib und meine Kinder!“ auf seinen Stuhl nieder. Auch der Tobis konnte sich kaum aufrecht halten. Viele kamen mit geringeren Freiheitsstrafen davon.

Eine Schwüle lag über Schländern. Die frühere Ausgelassenheit war einem allgemeinen Ernste gewichen. Man sah keine Zusammenkünfte mehr beim Schneiderbalthes und auch die früheren Besprechungen beim Kreuzwirth hatten ganz aufgehört. Des Schmiedpeters Weib Margreth mit ihren vier Kindern wohnte im Gemeinbehau, die Gemeinde sorgte für ihren Unterhalt. Am aller-



O je, mein Weib und meine Kinder!

eingezogensten aber lebte der Schneiderbalthes, als ob er gefühlt hätte, daß er eine sehr große Schuld an all' den vorgekommenen Unordnungen trage. Niemand bekam ihn zu sehen. Kein Agent durfte es mehr wagen, über seine Schwelle zu treten.

An einem herrlichen Sonntagmorgen ging der Konrad aus der Fuchsklinge, der seit seiner Entlassung bei allen Schländernern und bei seinen Brodherren immer mehr Wohlwollen genoß, klopfenden Herzens den Fußweg zu des Schneiderbalthes Haus. Die Lene sah ihn kommen und ahnte sein Vorhaben. Der Schneiderbalthes hatte den Konrad seit dem Aufruhr nicht mehr gesehen. Er ging ihm freundlich entgegen und hieß ihn willkommen. Konrad stieg der Muth. Nachdem der Schneiderbalthes sich nach seiner Mutter erkundigt hatte, ließ er

seine Kappe schneller durch die Finger gleiten, strich die Finger durchs Haar und: „ich möchte die Lene zu meinem Weibe haben“ platzte er in seiner Aufregung hervor. Der Schneiderbalthes, von seiner Lene schon an dem Abend der Ankunft des Konrad aus der Gefängnißhaft genau unterrichtet von der Liebe der beiden zu einander, sagte zu Konrad lächelnd: ja da mußt du mit der Lene sprechen; da kommt sie ja gerade, da kannst du's ihr selbst sagen. — —

Nach vier Wochen war Hochzeit. Der Schneiderbalthes wünschte, daß Konrad sein Anwesen in der Fuchsklinge verkaufe und in dem feinigern wohne.

Glück und Frieden wohnte hinter den blühenden Geranien. Glück und Segen war bei allem Thun des Konrad, das sah jeder. Und als die Geschäfte später wieder in flottem Gange waren und die Fabrikanten lauter ordentliche Arbeiter hatten, bei denen von dem früheren aufrührerischen Geiste gar nichts mehr zu sehen war, da sagte der alte Schneiderbalthes, der den Ansläuferposten in der Fabrik begleitete: „Ihr Herren, ich weiß was ich verschuldet habe, aber —

Kein Unglück ist wohl je so groß,  
Es trägt ein Glück in seinem Schooß!“